Ein naturwissenschaftliches Volksblatt. Verantwortl. Redacteur **E. A. Roßmäßler.**

Amtliches Organ des Deutschen Humboldt-Vereins.

Wöchentlich 1 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter für vierteljährlich 15 Sgr. zu beziehen.

Inhalt: Ein Naturforscherleben. (Fortsetzung.) — Botanische Reise-Skizzen. Von C. Baenitz. Mit Abbildung. — Ziergräser für unsere Gärten. — Einiges über die Zucht des Pflaumenbaumes. (Schluß.) — Kleinere Mittheilungen. — Verkehr. — Witterungsbeobachtungen.

No. 22. **1863.**

Ein Naturforscherleben.

Keine Dichtung.

(Fortsetzung.)

Wie überhaupt der für sein Fach begeisterte naturwissenschaftliche Schriftsteller oder Lehrer vor vielen andern Arbeitern den Vorzug hat, daß sein Broderwerb zugleich sein „Steckenpferd" ist, so waren für Adolf diese öffentlichen Vorträge — die niemals im buchstäblichen Sinne Vorlesungen waren — nicht blos eine Befriedigung seines sittlichen Dranges, sondern auch ein Broderwerb, dessen er zur Deckung des Ausfalls in seinem Einkommen sehr bedurfte. Geistigen Arbeitern wird es nichts Neues sein — denn wir nehmen an, daß es, dafern sie nicht Lohnschreiber und Lohnredner sind, allen so geht — aber Anderen sei es gesagt, daß es für Adolf anfangs etwas äußerst Unbehagliches hatte, für seine Vorträge Bezahlung anzunehmen. Es dünkte ihm eine Entweihung, eine Beleidigung seiner Arbeit, die er ja nicht des Erwerbes wegen, sondern um damit zu nützen beschlossen hatte.

Wir können uns nicht versagen, an dieser Stelle einige kennzeichnende Einzelnheiten aus Adolfs Erlebnissen als naturwissenschaftlicher Volksredner einzuschalten. Es wird dies um so mehr zulässig sein, als wir uns dabei in einem Gebiete des Bildungslebens des Volkes bewegen, welches voraussichtlich in nächster Zeit mehr und mehr angebaut werden wird, unter allen Umständen wenigstens es verdient, daß sich befähigte Volksfreunde seinem Anbau zuwenden. Es erscheint um so nöthiger, wenn die ehrliche und zur Ehrlichkeit auffordernde Mahnung Wiederhall findet: „es ist nichts mehr zu vertuschen. Das Volk soll einmal erfahren, wie unsere Gedanken aussehen, gereinigt von der Entstellung, welche die Verschlepper mit ihnen vornahmen. Frei von der Leber zu sprechen, kann nichts mehr verderben, wohl aber viel gut machen." (Fr. Vischer, kritische Gänge.)

Ja, Vertuschen — das ist das richtige Wort, das ist das entstellende Mal im Antlitz unserer aufgeklärten Theologie. Man vertuscht die Wahrheit, der Eine um sich nicht mißliebig zu machen, der Andere um dem Volke „seinen Glaubensfrieden nicht zu nehmen". Wenn nun aber doch zuletzt das Vertuschen nicht mehr verfangen wird; wenn zuletzt die unverhüllte Sonnenscheibe der erkennbaren Wahrheit hervortreten wird, dann werden ihre Strahlen allerdings versengend auf eine leere Stätte in der Volksanschauung fallen, wenn ihr bis dahin fortfahrt zu unterlassen, auf ihr die frische freudige Saat natürlichen Wissens zu säen und zu pflegen.

Die kleinen Begebenheiten, die wir jetzt erzählen wollen, liegen gerade 10 bis 12 Jahre hinter uns, ein Zeit-

raum, welcher viel zu kurz ist, als daß sich annehmen ließe, sie könnten sich heute nicht genau eben so wiederholen. In diesen Gebieten findet der Fortschritt sehr langsam statt, da auf seiner Bahn überall angeschlagen steht: „verbotener Weg". Wir müssen jedoch hier ausdrücklich einschalten, um einer falschen Auffassung vorzubeugen, daß Adolf bei jenen öffentlichen Vorträgen, eben so wenig wie in seinen Schriften, nicht angreifend gegen kirchliche Anschauungen und eingerostete Denkgewohnheiten vorging. Er fürchtete dabei nicht, sich jenes „Vertuschens" schuldig zu machen. Seine Vorträge waren ja keine religions-philosophischen, sondern naturwissenschaftliche. Er gab die Thatsachen der Wissenschaft, unbekümmert darum, ob daneben kirchliche Lehrsätze bestehen konnten oder nicht, unbekümmert darum, ob sich seine Zuhörer und Zuhörerinnen diese Alternative zur Entscheidung vorlegen wollten, ja ob überhaupt ihnen diese in den Vorträgen liegende Frage bemerkbar wurde. Neben dem nur individuell vielfältigen Einen, was das Volk auf dem Glaubensgebiete besitzt, bot er ihm ein Zweites von dem Wissensgebiete und überließ es ihm, dieses neben jenem zurückzuweisen oder gegen jenes einzutauschen, oder — es giebt auch Solche — das Alte neben dem Neuen zu behalten. Nur wenn man ihn ausdrücklich um seine eigene Anschauung fragte, gab er und giebt er noch offene und ehrliche Antwort.

Adolfs geologische Vorlesungen in Mainz waren zur Verwunderung seiner Freunde auch sehr zahlreich von bischöflichen Anhängern besucht, und wie sich bald zeigte, nicht blos von solchen, welche nachher in ihrem Sinne in dem „Mainzer Journal", dem Organ der ultramontanen Partei, darüber berichten oder vielmehr herfallen wollten, sondern auch von solchen, welche wissenschaftliches Interesse fühlten. Einst trat am Schlusse einer Vorlesung, in welcher er aus der Steinkohlenperiode, gestützt auf Humboldts bekannte Schätzungen, das hohe Alter der Erde nachgewiesen hatte, eine vornehme Dame, eine bekannte Anhängerin des Bischofs, an Adolf heran mit den Worten: „aber, Herr Professor, wo bleibt da die Bibel!" Als Adolf mit gewohnter Milde und Ruhe erwiederte, das sei nicht Sache der Naturforschung, welche unbekümmert um Rechts oder Links immer nur geradeaus auf ihr Ziel der natürlichen Wahrheit losgehe, brach die Fragerin halb unwillkürlich und in ersichtlichem Widerstreit mit sich in die Worte aus: „es ist aber nicht zu leugnen — es ist doch höchst interessant!" Es war ihr deutlich anzuhören, daß „interessant" offenbar nicht die richtige Bezeichnung war; es war ihr mehr, es war ihr die überwältigende Macht der wissenschaftlichen Wahrheit.

Ein günstiges Ungefähr hatte es gefügt, daß gleichzeitig mit Adolfs geologischen Vorträgen die Herren Rohde und Siegmund im Mainzer Theater mit dem Hydroxygengas-Mikroskop ihre damals überall mit so viel Beifall aufgenommenen Vorstellungen gaben, welche recht eigentlich eine Veranschaulichung der Vorträge Adolfs bildeten. Das Mainzer Journal fand natürlich darin einen gemeinsam verabredeten Plan, und da Adolfs Vorträge ebenfalls im Theater, im Saale des Kunstvereins, stattfanden, so wurde er mit jenen beiden Herren zum Komödianten gestempelt, und als ein „gewisser" Herr Professor N. N. aus L. in das Nichts der Namenlosigkeit geschleudert, was natürlich seinen zahlreichen Zuhörern eine spaßhafte Würze ihrer eifrigen Theilnahme war. Wie groß diese übrigens war, zeigte sich einmal dadurch recht deutlich, daß Adolf die gefährliche Konkurrenz eines unserer größten deutschen Schauspieler siegreich bestand, der in derselben

Stunde in einer seiner Glanzrollen auftrat, ohne Adolf einen von seinen Zuhörern abwendig zu machen.

Eine gesellschaftliche Erscheinung oder genauer bezeichnet ein grelles Kastengebahren, welches in neuester Zeit viel besprochen wird und eine traurige Berühmtheit erlangt hat, trat in der Bundesfestung Mainz auch dem politisch mißliebigen Adolf entgegen, daß nämlich von der preußischen Halbschied der Besatzung kein einziger Officier seine Vorlesungen besuchte. Dies war keineswegs persönliches Belieben der Einzelnen, sondern höherer Befehl, denn die Gattin eines preußischen Officiers, welche anfänglich die Vorlesungen regelmäßig besucht hatte, erklärte später auf Adolfs Anfrage ihr plötzliches Wegbleiben durch ein ihr gewordenes ausdrückliches Verbot, die Vorlesungen weiter zu besuchen.

So verhielt sich jede Stadt, in welcher Adolf als „naturwissenschaftlicher Bänkelsänger" auftrat — wie er sich seiner kolossalen Bilder wegen oft selbst nannte, auf deren Figuren er mit einem Stecken zeigen mußte — gewöhnlich in eigenthümlicher Weise gegen ihn, am bemerkenswerthesten natürlich Frankfurt und Stuttgart, vor kurzem erst noch die Schauplätze von Adolfs parlamentarischem Wirken. Eigentlich wäre es richtiger zu sagen, daß sich Stuttgart bewunderungswürdig unbefangen zeigte; aber eben dies ist sicher bemerkenswerth zu nennen und steht ohne Zweifel mit der schwäbischen Treuherzigkeit im Einklang. Es weckte dem mit Begeisterung von seiner schönen Wissenschaft Sprechenden ein kaum zu beschreibendes Gefühl, wenn er auf den ersten Stuhlreihen des überfüllten (damals) größten Stuttgarter Saales seine politischen Freunde und Parlamentskollegen Schott, Tafel, Rödinger, Fetzer friedlich neben Anderen vor sich sitzen sah, mit denen er und Jene noch vor Kurzem in Parteifehde gelebt hatten, — wenn ein auch jetzt noch hochgestellter Staatsmann, damals vielleicht der intimste Rath der Krone und der entschiedenste Gegner von Adolfs Partei, sich immer dicht neben dem Rednerstuhl hielt und mehr als einmal diesem kleine Handleistungen gewährte. — Ja, die Naturwissenschaft ist es, von der am meisten das Horazische Wort gilt: emollit mores!

Anders war es freilich, als Adolf nach zwei Jahren abermals Vorlesungen in Stuttgart halten wollte. Wiederum wie das erstemal stützte er sich dabei auf Namen, die nicht blos in Stuttgart selbst, sondern in der Wissenschaft von großer Geltung waren und großentheils noch sind, da die meisten noch leben. Es schien aber fast, daß der Triumph — denn man konnte es beinahe so nennen, und seine Parteifreunde nannten es so — den Adolf das erstemal in Stuttgart gefeiert hatte, an maßgebender Stelle sehr übel vermerkt worden sei. Die Vorbereitungen zu den Vorträgen waren getroffen und der Tag des Beginnes bereits bestimmt. Da mochte das Ministerium v. Linden die Anzeige der Vorlesungen im Schw. Merkur gelesen haben, und es erfolgte durch Requisition des Oberamtes Ludwigsburg, wo Adolf bei seinen Verwandten wohnte, ein Verbot der Vorträge. Nach kaum einer Stunde war er in Stuttgart bei dem Freunde, welcher — ein hochgeachteter Naturforscher — die Vorbereitungen besorgt hatte. Bei diesem traf Adolf zufällig zwei andere Beförderer des kleinen harmlosen wissenschaftlichen Unternehmens, den Kammerherrn Grafen von S. und den Obermedicinalrath J. — die Wissenschaft kennt diese Namen — und die Drei beriethen eben noch etwas über die morgende erste Vorlesung. Wie bei einem Donnerschlag fuhren sie auseinander, als Adolf die Ursache seines Kommens nannte. Man wollte bittend gegen das Verbot einkommen. Aber Adolfs Meinung war

und blieb: die Wissenschaft bettelt nicht um ihr Recht. Dies war zuletzt auch die Antwort, die am folgenden Tage im Conversationszimmer des Ständehauses ein Mitglied der zweiten Kammer dem Herrn Premierminister gab, der, wegen der kleinen cause célèbre, die Adolfs Angelegenheit sofort geworden war, von jenem interpellirt, erklärte, „er habe nichts dagegen, wenn Adolf die Vorträge in Privatkreisen halten wolle; nur könne sich die Regierung die öffentliche Einladung nicht gefallen lassen." Natürlich, Adolf war ein Mann des 18. Juni 1849!

Ungefähr 20 der geachtetsten Männer Stuttgarts waren es gewesen, welche Adolfs Auftreten deckten. Er lud sie ein, und die meisten kamen auch, um ihnen eine kurze Skizze seines verbotenen Vortrags-Cyklus zu geben und seine neuen Tafeln zu zeigen. Er glaubte es ihnen schuldig zu sein, damit sie sich darüber rechtfertigen konnten, ein verbotenes Vorhaben unterstützt zu haben. Sie sollten wissen, was man verboten hatte.

In Frankfurt, welches klein genug ist, um seine eigene Vertreterschaft genannt werden zu können, ging es Adolf auch ganz nach diesem Maaßstabe: man nahm männiglich offen Partei für oder gegen ihn. Es mochte aber doch in die Regionen des Patriciats ein vortheilhaftes Urtheil über einen eben vollendeten Cursus der Vorlesungen gedrungen sein, denn ein Abgesandter desselben forderte ihn zu einer Wiederholung auf. Adolf ging darauf ein und am Schlusse des letzten Vortrags dieser Wiederholung trat ein Herr, wahrscheinlich der alleroberſten Schicht, an Adolf heran und bat um eine dritte Wiederholung. „Es seien erst jetzt Viele auf diese Vorträge aufmerksam geworden." Zweimal hatte man also seine Person nicht mit in Kauf nehmen wollen; das dritte Mal wollte man sich dazu herbeilassen; dazu ließ sich aber Adolf nicht herbei. Er schlug es rund ab. Er mochte auch die Wissenschaft nicht wie ein Lustspiel behandeln lassen, das man im „Blättchen" x mal wiederholt verlangt.

Damit steht aber gewiß nicht im Zusammenhange, was Adolf im folgenden Jahre in Frankfurt widerfuhr. Wie in Stuttgart war durch seine Freunde abermals Alles zu einem Cursus von Vorträgen vorbereitet, den er eben in dem benachbarten Mainz beendet hatte. Anstatt einer Aufenthaltskarte bringt ihm, am 13. Mai 1852, sein Diener von der Polizei den mündlichen Bescheid, er möge sofort — wieder abreisen. Man hatte damals eben erst das klassische Wort Zwickauers „Wie heußt!" gelernt. Es ist an jenem Tage sicherlich Adolf auf den Lippen gewesen. Es blieb bei dem „Abreisen". Wahrlich eine naive Form der Ausweisung, durch eine mündliche Benachrichtigung durch den eigenen Diener! Durch Vermittlung eines einflußreichen Freundes, der jetzt selbst im Senat sitzt, erfuhr Adolf nur so viel, daß der Senat selbst gar nichts gegen ihn habe, manche der Herren Senatoren sogar sich auf die Vorträge selbst unterzeichnet hatten, daß die Ausweisung auf Requisition „von außen" habe erfolgen müssen. Ueber dies „außen" war aber kein Sterbenswörtchen verrathen worden. Vielleicht wird später einmal Clio „das schätzbare Material" in irgend einem Staatsarchive finden. — Es ist ein eigenes Ding um die erstmalige Ausweisung. Zunächst kommt man sich dabei recht wichtig vor.

Dort liegen die deutschen Vaterländchen sehr dick gesät und Adolf hätte binnen einer Stunde die Wahl zwischen vieren gehabt; er kehrte aber ohne Besinnen in das darmstädtische zurück, woher er kam, denn er hatte dort den Auftrag übernommen, nach Beendigung der frankfurter Vorträge sofort einen Cursus von 20 Vorträgen über das System des Thierreichs zu lesen und zwar für die rheinische naturforschende Gesellschaft in Mainz.

Das „goldene Mainz" war damals golden mehr als je, prächtig im Glanz des herrlichsten Mai. Und was ein ausgesucht schöner Mai in Mainz zu bedeuten hat, dies weiß nur der zu würdigen, der dieses große Loos der deutschen Naturfreuden einmal gezogen hat. Diese 20 minus 5 Mainzer Vorträge Adolfs fielen in diese unbeschreibliche Herrlichkeit. Alles vereinigte sich, um Adolf in den Stand zu setzen, seinem zahlreichen Zuhörerkreise gerecht werden zu können, und wenn er es nicht geworden ist, so wäre es ganz allein seine Schuld gewesen. In dem geräumigen Hause seines lieben Gastfreundes S. schlug Adolf zunächst seine Werkstatt auf, um einige Uebersichtstafeln zu malen, deren Figurenmaßstab auf den großen Saal des kurfürstlichen Schlosses berechnet werden mußte, so daß die schöne Berenice, die Vertreterin der Quallenfamilie, die Größe eines kleinen Wagenrades erhalten mußte. Seine Art zu malen lockte allmälig immer mehr Neugierige heran. Sie war auch originell genug, aber im höchsten Grade zweckmäßig, denn sie war förderſam. Mancher stand stundenlang dabei, wenn Adolf mit den einfachsten Mitteln seine effectvollen Bilder hinwarf. Reißkohle, Tinte — und zwar frische, die sich nicht wieder auflöst, wenn man mit einer zweiten flüssigen Farbe darüber kommt — Röthel, schwarze Kreide und ein paar Lokalfarben bildeten seine sonderbare Palette und seine Pinsel waren meist wollene Lappen. Fein gepulverte schwarze Kreide, für sich oder entsprechend mit anderen trockenen Farben in Pulverform gemischt, machte ihm die Schattirung der vorher mit der Lokalfarbe angestrichenen Figur. Mit einem wollenen Läppchen oder mit einem Bäuschchen Baumwolle läßt sich damit trocken die weichste Rundung wischen, so daß nachher die Zuhörer von weitem manchmal glaubten, sie sähen die mühevollste Tuschmalerei vor sich. Dazu wäre die zehnfache Zeit erforderlich und dieselbe Wirkung doch nicht zu erzielen gewesen. Wir schalten für Andere diese kurzen Andeutungen mit einem probatum est ein. Diese trockne Wischmanier giebt vollkommen feste Bilder. Man erhält natürlich jeden erforderlichen Grad von Weichheit der Schattirung; man braucht nicht auf das Trockenwerden früherer für später aufzusetzende dunklere Töne zu warten; man bekommt keine Ränder und Flecken und kann mit Kremnitzer Weiß beliebige Lichter und mit einem schwarzen Stift das nothwendige Oberflächendetail oder kräftige Drucker aufsetzen. In zwei Tagen malte Adolf den lebensgroßen Schädel des vorweltlichen Mastodon maximus auf einer Papierfläche von 16 Geviertellen ohne einen Pinselstrich. — Ja, ein Volkslehrer muß sich aus dem Hanse zu sitzen wissen!

Ein prächtiger Saal des am Rheinufer gelegenen kurmainzerischen Schlosses war der Hörsaal und enthielt zugleich die Vogelsammlung des reichen Museums der naturforschenden Gesellschaft, so daß für jede Vorlesung mehr als ausreichend die abgehandelten Thierformen aufgestellt werden konnten. Selten werden einem vortragenden Naturforscher so anregende Umgebungen geboten sein, als damals Adolf. Vor ihm saßen in dem fürstlichen Saale, an dessen Wänden reich gefüllte Schränke standen, die aufmerksamen Zuhörer und Zuhörerinnen, durch den langen Aufenthalt in Mainz zum Theil ihm näher befreundet, ein Blick durch das Fenster zeigte ihm den Vater Rhein mit seinen hochmastigen Schiffen und eleganten Dampfern, und wenn dann die Stunde sich zum Ende neigte, so war noch volle Zeit, um das prächtigste der Schauspiele auf der

Rheinbrücke zu genießen, den Sonnenuntergang und die Vergoldung des stromabwärts liegenden Rheingaus.

Die freien Tage wetteiferten den Fleißigen zu belohnen, zu erfreuen, zu erfrischen, zu bereichern mit Schätzen der Wissenschaft, des Genusses, der Freundschaft. Adolfs Zimmer füllte sich mit den Gaben aller drei Reiche, die er aus der Hand der klassischen Mainzer Natur empfing. Das „Mainzer Becken" — ein berühmtes erdgeschichtliches Fleckchen deutschen Bodens — belastete täglich mehr seine Tische, die Pflanzen des Lennebergs erweckten in ihm den Botaniker wieder und die Rheinmuscheln mahnten ihn an die Wiederaufnahme seiner conchyliologischen Arbeiten. So war am 17. Juli der 15. Vortrag gehalten worden, es war ein furchtbar heißer Tag, und in Adolfs Tagebuch steht die Bemerkung: „zweimal hätte ich beinahe aufhören müssen", und: „in der Nacht kämpften mehrere Gewitter am Himmel, ohne daß eins recht zum Durchbruch kommen konnte." Es war vielleicht ein schwüles Vorspiel des 19. Juli. — An diesem Tage kehrte Adolf gegen Mittag von einer langen Excursion zurück und wurde mit der Nachricht empfangen, daß er Nachmittag auf das Polizei-Amt bestellt sei. Sein Freund S. ließ sich nicht abhalten ihn zu

begleiten. Von Adolfs Karte von Deutschland wurde wieder ein Ruheplätzchen weggetilgt, und was für eins! Er wurde ausgewiesen, und zwar mit dem gebieterischen „sofort". Adolfs Freund durfte bei seiner Geltung sich schon erlauben nach einem „Warum?" zu fragen. Er bedachte nicht, daß man seine Frage von Mainz aus in Darmstadt nicht hören und also auch nicht beantworten könne. Nur schwer entschloß sich der Beamte, Adolf bis 8 Uhr früh des folgenden Tages Erlaubniß zum Aufenthalt zu gestatten, denn er habe die strengste Weisung von Darmstadt. Mainz sollte also trotzdem, daß es eine „goldne Luft" hat, doch von dem verpestenden Hauch eines Naturforschers zu fürchten haben? — Jetzt erinnerte sich Adolf wieder daran, daß ihm schon vor Wochen ein in den höchsten Kreisen der Stadt ein- und ausgehender Freund gesagt hatte, der Pius-verein agitire sehr gegen ihn, „am Ende werde er noch ausgewiesen."

Leider mußte Adolf die Frist bis Nachmittag 3 Uhr 40 Minuten überschreiten, um seine seit genau 4 Monaten gemachten Sammlungen nothdürftig einzupacken.

(Fortsetzung folgt.)

Botanische Reise-Skizzen.

Von C. Baenitz.

2. Die Schneegruben.

Nicht ohne ganz besondere Gründe habe ich die im ersten Artikel geschilderte Reise durch das Riesengebirge so und nicht anders ausgeführt; ich glaube, daß so dem Botaniker, wie gleichzeitig dem Touristen Rechnung getragen wurde. Letzterer kann durch Ausflüge von Hermsdorf nach dem Kynast, durch Besichtigung der berühmten Glashütte „Josephinenhütte" in Schreiberhau und durch Besteigung des Hochsteins von Schreiberhau aus diese Tour noch ausdehnen und verschönen. Im Verlaufe der weiteren Schilderungen habe ich diesen Standpunkt unverändert festgehalten.

Die Schneegrubenbaude, auch Grubenhaus genannt, wurde vom Grafen Schaffgotsch 1837 erbaut, 1861 erweitert und ist jetzt mit dem Comfort eingerichtet, der in Norddeutschland auf einer Höhe von 4589 Fuß überrascht. Sie bot uns nach einem 10—12stündigen Marsche und nach einer im Postwagen zugebrachten Nacht ein Unterkommen, für das wir noch heute dem liebenswürdigen und zuvorkommenden Wirthe herzlich danken. Wir glauben an dieser Stelle es uns nicht versagen zu dürfen, die Restauration in der Schneegrubenbaude auf's wärmste allen Touristen zu empfehlen.

Unser Aufenthalt währte dort im vorigen Jahre zwei Tage. Regen, Schnee, dichte Nebel und Stürme machten es uns unmöglich in die Schneegruben zu steigen. Die folgende Schilderung ist einer Gebirgsreise vom Jahre 1861 entnommen.

Die Schneegruben, von denen die östliche die große, die westliche die kleine genannt wird, sind zwei ungeheure Schluchten, die von 800 Fuß hohen, wildzerklüfteten Granitwänden eingeschlossen werden. Am westlichen Rande der kleinen Schneegrube, fast in deren Mitte, durchzieht die Felswand von oben bis unten ein oben 10' mächtiger, unten aber sich erweiternder Basaltgang. Der Basalt ist feinkörnig, fast schwarz und enthält Hornblende, Speckstein, Olivin und in Blasenräumen zeolithische Mineralien.

Auf dem schroffen, schmalen Felsgrate, der die kleine von der großen Schneegrube trennt, stiegen wir — oder besser: kletterten wir — nur mit Pflanzenmappe und Spatel versehen, hinab. Bei nassem Wetter möchte dieser Weg jedoch Keinem zu empfehlen sein; ein Fehltritt genügt, besonders wenn dichte Nebel jede Umsicht hemmen, um in Situationen zu kommen, die Gefahren der ernstesten Art nach sich ziehen. — Die Vegetation ist ganz natürlich zwischen diesem wilden Felsgetrümmer außerordentlich dürftig. Das Felsen-Straußgras (Agrostis rupestris All.), die ährige und vielblüthige Hainsimse (Luzula spicata DC. und L. multiflora Lej.), das goldblumige Fingerkraut (Potentilla aurea L.) und der „Teufelsbart" (Anemone alpina L.) — dieser Liebling der Touristen, dessen Fruchtstengel an ihren Hüten in vollen Sträußen prangen — fristen mühsam ihr Leben. Weiter unten, da wo sich der Grat mehr ausbreitet, wird der Pfad weniger beschwerlich; das Knieholz*) (Pinus Pumilio Hänke) tritt in Masse auf, kaum überragt von der 5—8' hohen Fichte, deren verdorrete Spitzen nur zu deutlich zeigen, daß des Winters Kälte in diesen Höhen alles tödtet, was nicht unter dem Leichentuche der Schneedecke in schützender Obhut liegt.

*) Schon der eigenthümliche Habitus der ganzen Pflanze zeigt, daß das Knieholz — auch Legföhre oder Krummholzkiefer genannt — etwas anderes ist als die gemeine Kiefer. (Siehe unseren Holzschnitt.) Aber auch für eine durch die rauhe Gebirgslage hervorgebrachte Abart der letzteren darf sie nicht gehalten werden, da an den Zapfen und Blüthen sich Merkmale nachweisen lassen, welche die Aufstellung der Legföhre als eine selbstständige Art rechtfertigen. Einige Botaniker unterscheiden sogar eine zweite Art von Knieholz, P. Mughus Scopoli, welche mehr auf den schweizerischen Alpen zu Hause ist, wo jedoch auch die andere vorkommt. D. H.

Wir gelangten zuerst in die große Schneegrube, deren kolossale Dimensionen erst von unten so recht ins Auge fallen und gewiß bei Allen, die sie bei hellem Wetter gesehen haben, die großartigsten Eindrücke zurücklassen müssen. Unten steht man in einem Gewirr der üppigsten Pflanzen, dann folgt etwas höher hinauf wildes Felsgeröll, über das die sickernden Wasser der schmelzenden Schneemassen hinfließen. So pflanzenreich die große Schneegrube immerhin erscheinen mag, so wird sie doch nicht durch irgend etwas besonders Seltenes ausgezeichnet.

Von der großen Schneegrube führt ein sich zwischen Knieholz hinschlängelnder Fußsteg in die kleine. Im Grunde der Letztern liegen zwei große Wiesenflächen, die

Nach d. Natur gez. v. Schäfer in Cöthen.

Eine Knieholzgruppe im Riesengebirge.

an Ueppigkeit der Gräser wie aller übrigen Pflanzen, an Mannigfaltigkeit des Blüthenschmucks, Alles überbieten, was ich bisher in den Sudeten sah! Wie überwältigend ist diese an ersten Seltenheiten so reiche Flora, welche zusammengedrängt dem Botaniker, dessen Wiege in der Sandbüchse des heiligen römischen Reichs stand — hier entgegentritt und doch auch wie anheimelnd, wenn ihn in der gewaltigsten Umgebung zwischen Moospolstern die zarte nordische Linnäe (Linnaea borealis Gron) und die Mondraute (Botrychium Lunaria L.) zwischen Felsgeröll an die heimischen Standörter der Nieder-Lausitz und der Neumark erinnern!

In dem Gewirre des Gebirgs-Milchlattichs (Mulgedium alpinum Cass.), des wahren Eisenhuts (Aconitum Napellus L.), des Hain-Kreuzkrautes (Senecio nemorensis L.), der Pestwurz (Adenostyles albifrons Rchbg.), des Germers (Veratrum), des sturmhutblättrigen Hahnenfuß (Ranunculus aconitifolius L.) mit weißen Blüthen, des krausen Kreuzkrauts (Senecio crispatus DC.), des Wald-Storchschnabels (Geranium silvaticum L.), der breitblättrigen Glockenblume (Campanula latifolia L.), des stengelumfassenden Knotenfuß (Streptopus amplexifolius DC.), des holunderblättrigen Baldrians (Valeriana sambucifolia Mik.), des Alpen-Kerbels (Anthriscus silvestris Hoffm. b, alpestris W. und Grab.), des rauchhaarigen Kälberkropfs (Chaerophyllum hirsutum L.) und des Alpen-Tüpfelfarns (Polypodium alpestre Hoppe), welche alle auf feuchten Stellen üppig in größter Menge wachsen, erregen noch ganz besondere Aufmerksamkeit der österreichische Rippensame (Pleurospermum austriacum Hoffm.) mit großen, weißblühenden Dolden und das dreikantige Weidenröslein (Epilobium trigonium Schrank).

An höher gelegenen, grasigen Stellen findet sich oft nahe dem Schnee noch im Juli blühend der Teufelsbart und das Berghähnlein (Anemone alpina L. und narcissiflora L.), daneben das schwärzliche und das hasenlattichartige Habichtskraut (Hieracium nigrescens Willd. und H. prenanthoides Wll.), der Hain-Hahnenfuß (Ranunculus nemorosus L.) und die akeleiblättrige Wiesenraute (Thalictrum aquilegifolium L.).

Die vorhin erwähnte Basaltader in der westlichen

Wand der kleinen Schneegrube ist der Wohnort der seltensten Pflanzen, der Pflanzen-Aristokratie des Riesengebirgs. Zwischen Moosen versteckt, kriecht der viel verzweigte Stamm der krautartigen Weide (Salix herbacea L.), von der oft weiter Nichts als die drei fast kreisförmigen oder elliptischen Blätter (auf der Spitze der Aeste stehend) ins Auge fallen. Zwischen Felsgeröll und in Felsenspalten verbirgt sich der so seltene Rollfarn (Allosorus crispus Bernh.), das Alpen-Vergißmeinnicht (Myosotis alpestris Schmidt) mit seinen blauen und der kleine, kaum zollhohe Himmelschlüssel (Primula minima L.) mit seinen rosenrothen Blüthen lächeln uns freundlich entgegen. Neben dem gemeinen Sinau (Alchemilla vulgaris L.) wächst in Felsritzen der gespaltene Sinau (A. fissa Schummel) in reichlicher Menge, neben dem zerbrechlichen Blasenfarn (Cystopteris fragilis Bernh.) der seltene grüne Streifenfarn (Asplenium viride Huds.), neben der Felsen-Brombeere (Rubus saxatilis L.) das Sudeten-Läusekraut (Pedicularis sudetica Willd.), und die gemeine Rosenwurz (Rhodiola rosea L.) erinnert an die Fetthenne (Sedum Telephium L.) der sandigen Ebenen. Vor allem aber sind die drei Steinbrech-Arten (Saxifraga bryoides L., S. muscoides Wulf. und S. nivalis L.) das Mekka eines jeden norddeutschen Botanikers, welche er nur hier allein an der Basaltader lebend beobachten kann. Der knotenmoosartige und der moosartige Steinbrech bekleiden noch in großen Polstern das schwarze Gestein; der Schneesteinbrech ist leider eine Seltenheit geworden, die kaum mit der größten Lebensgefahr auf den steilen Felsen erreicht werden dürfte. Außer diesen genannten Pflanzen sind es noch besonders der stumpfblättrige Mannsschild (Androsace obtusifolia All.), die nördliche Woodsie (Woodsia hyperborea R. Br.), der bunte Schwingel (Festuca varia Haenke), das resedablättrige Schaumkraut (Cardamine resedifolia L.), der Türkenbund (Lilium Martagon L.) und das Alpen-Leinblatt (Thesium alpinum L.), die fliegenartige und weißliche Hörswurz (Gymnadenia conopsea R. Br. und G. albida Rich.), welche die eben so ausgezeichnete als üppige Flora der kleinen Schneegrube beschließen.

In der unmittelbaren Umgebung der Schneegrubenbaude ist das goldblumige Fingerkraut (Potentilla aurea L.), das Felsen-Straußgras (Agrostis rupestris All.) und die Festuca ovina L. b, alpina Gaud., an den Schneegrubenrändern aber die dreispaltige Simse (Juncus trifidus L.) häufig zu finden. Zwischen den Ritzen des Grubensteins (Rübezahls Kanzel) wächst das schlaffe Rispengras (Poa laxa Hänke) in frischgrünen, dichten Rasen.

Ziergräser für unsere Gärten.

Die Gartenkunst ist ein „Komm her!", was der Mensch der Pflanzenwelt zuruft, denn er hat nicht immer Zeit oder auch wohl einen zu weiten Weg, um zu ihr zu kommen. In dieser Auffassung liegt die Anerkennung der hohen Berechtigung, des Beglückenden, des bildenden und veredelnden Elementes in der Gartenkunst.

Es kommt nun darauf an, ob wir unser „Komm her!" mit lauter Stimme über den ganzen Erdkreis hinausrufen, oder ob wir es mit einem vertraulichen Winken des Zeigefingers nur halblaut unserer näheren Umgebung hörbar machen. So zaubern wir um uns die stolzen glasgepanzerten Tempel der tropischen Flora und die traulichen Gartenplätzchen vor der ländlichen Hütte.

Wenn nun schon die „Kirchthurmspolitik" und der „Cantönli-Geist" nirgends etwas werth ist und also auch nicht auf dem Gebiete der Gartenkunst, so ist es immerhin nicht blos zulässig, sondern eine Pflicht gegen unsere vaterländische Natur, über herbeigerufenen Fremdlingen unsere Pflanzen-Landsleute nicht zu übersehen und zu vernachlässigen. Gleichwohl geschieht dies vielfältig bei der Ausstattung unserer Gärten; ja es besteht sogar die Minderzahl unserer Gartenblumen aus Eingeborenen. Dieses an unserer heimathlichen Pflanzenwelt begangene Unrecht gut zu machen, wäre eine würdige Aufgabe der Humboldt-Vereine. Doch es ist jetzt nicht meine Absicht, hierzu etwa durch Aufzählung einer großen Anzahl solcher heimischer Pflanzen anzuregen, welche unseren Gärten zur Zierde gereichen würden, sondern ich wollte daran erinnern, daß mit sehr wenigen Ausnahmen das große Heer der Gräser, nicht blos der einheimischen, sondern überhaupt, hierbei ganz und gar vernachlässigt wird. Durch diese Vernachlässigung berauben wir unsere Gärten eines wesentlichen Schmuckes, entbehrt deren ästhetischer Gesammtausdruck der Abwechslung und der dem Auge so wohlthuenden Unterbrechung. Was bisher das Reich der Gräser uns liefern mußte, beschränkt sich, die Rasengräser abgerechnet, auf das einzige einheimische Bandgras (die allbekannte Spielart von Baldingera arundinacea mit weiß gestreiften Blättern) und auf die 2 aus der Fremde bei uns eingebürgerten Riesengräser: den amerikanischen Mais (Zea Mais) und die levantinische Moorhirse (Sorghum saccharatum). Unsere deutsche Grasflora enthält aber noch viele andere Arten, welche unseren Gärten einen wesentlichen Schmuck verleihen würden, namentlich wenn diese groß genug sind, um darin landschaftlichen Charakter wenigstens einigermaßen zur Geltung bringen zu können. Wer die deutschen und zwar nur die allgemein verbreiteten Gräser kennt, wird leicht mindestens 20 Arten herausfinden, welche sich hierzu eignen.

Wie aber sollen sie in unseren Gärten Verwendung finden? Hierüber gestatte ich mir nur einige Andeutungen, es dem Geschmacke meiner Leser und Leserinnen überlassend, sich dem meinigen anzuschließen, oder ihrem eigenen zu folgen.

Natürlich denken wir zunächst bei Ziergräsern überhaupt an die Gräser und mit diesen an die Rasenplätze und Wiesengründe unserer Gärten und Parkanlagen. Wenn Wiesengründe groß genug sind, um für das Auge in ihrer feinen Zusammensetzung in einem von fremder Beimischung reinen, gleichmäßigen Rasenteppich zu verschmelzen, worin wir Deutsche es den Engländern nicht gleichthun zu können scheinen, so darf allerdings eine Unterbrechung ihrer, eben durch die edle Einfachheit imponirenden, Fläche durch Ziergräser wohl kaum empfohlen werden. Die Aufgabe solcher Wiesengründe — die bowling-greens der Engländer — ist Farbenwirkung, nicht Formenwirkung; gegen-

über dem Formenwechsel der benachbarten Baumgruppen sollen sie dem Auge und dem Gemüthe Ruhe bieten.

Wenn aber ein Rasenplatz nicht so groß ist, daß man bei dem Darüberhinblicken so zu sagen seine Einzelnheiten los werden kann, man nicht nur grünen Sammet wie bei jenen, sondern Gras, sogar einzelne Gräser sieht, so wird das Auge herausgefordert zu kritisiren und es wird dabei bald durch Ungleichmäßigkeit der vielleicht auch noch lückigen Berasung, bald durch Dazwischendrängen störender Kräuter beleidigt. Da scheint mir der Gedanke nahe zu liegen: wenn hier einmal das Auge herausgefordert wird zu unterscheiden, so soll es auch am Unterscheiden Genuß finden. Daher dürfte es vielleicht vor dem zum Gewohnheitsgesetz gewordenen Gartengeschmack Gnade finden können, auf leicht übersehbaren Rasenplätzen in gefälliger, nicht steifer Anordnung, natürlich aber nicht in einem bunten Durcheinander, Ziergräser zu verwenden. Dabei versteht es sich von selbst, daß der eigentliche schlichte Rasen vorherrschend oder wenigstens bemerkbar genug bleibt, um für die Ziergräser als Träger, als Grund zu dienen.

Die Art der Vertheilung der Ziergräser auf dem Rasen oder selbst auf den Blumenquartieren als eingereihte Stöcke ist der Gartenkunst zu überlassen und es bleibt mir noch übrig, über diese Gräser selbst Einiges zu sagen. — Man kann sie nach verschiedenen Rücksichten, die bei ihrer Benutzung in Betracht kommen, eintheilen: nach ihrer Höhe, nach ihrem Blüthenstande (Aehren- oder Rispengräser), nach ihrer Farbe, nach ihrem Bodenbedürfnisse, nach dem Verhältniß ihrer Halme zu den Blättern ꝛc. Folgende sind die höchsten zum Theil weit über mannshoch werdenden und zwar sämmtlich ausdauernden Gräser. 1) Schilfrohr, Phragmites communis, das höchste unserer Gräser, verlangt keineswegs einen Stand im Wasser, sondern gedeiht auf sandigem naß gehaltenen Boden sehr gut; 2) Land-Reithgras, Calamagrostis Epigeios, und andere Arten derselben Gattung; 3) Riesen-Schwingel, Festuca gigantea; 4) rauhes Trespengras, Bromus asper; 5) französisches Raigras, Arrhenatherum avenaceum; 6) Waldschmiele, Molinia arundinacea, streckt ihre bis 4 Fuß hohen blattlosen Halme aus einem dichten kurzblättrigen Rasenstock empor.

Färbende möchte ich folgende mittelgroße Gräser nennen (ebenfalls ausdauernd): 7) der meergrüne Sandhafer, Elymus arenarius; 8) das kalkliebende Feder-Straußgras, Stipa pennata, mit seinen $^1/_2$ Elle langen feinbefiederten silberweißen Grannen; 9) das violettrothe Bartgras, Andropogon Ischaemum; 10) das graugrüne Honiggras, Holcus lanatus.

Einjährig sind folgende Gräser, welche auf nacktem Boden dicht angesät demselben eine eigenthümliche zarte Verhüllung geben: 11) und 12) zwei Windhalm-Arten: Agrostis spica venti und A. vulgaris; 13) und 14) zwei Trespengräser, Br. sterilis und Br. tectorum.

An Teichrändern, Weihern und Gräben sind zu pflanzen folgende perennirende Arten: 15) das große Mannagras, Glyceria aquatica; 16) die Rasenschmiele, Aira cespitosa; 17) 18) 19) drei Simsenarten, Scirpus lacustris, maritimus und silvaticus; 20) das Wollgras, Eriophorum; endlich 5—6 große Seggen, Carex, und die größeren Binsen, Juncus.

Einiges über die Zucht des Pflaumenbaumes, Prunus domestica L.

(Schluß.)

Es ist ein bedeutender Unterschied zwischen einem Sämling und einem Wurzelausläufer, wenn man die Wurzeln beider betrachtet.

Der Sämling hat einen eigenen Wurzelstock und einen Stamm über demselben; zwischen beiden ist ein Indifferenzpunkt. Die Wurzel ist unter dem Stamm, der Stamm über der Wurzel. Die Wurzel ist reicher an Fasern und geht mehr in die Tiefe. Die Pfahlwurzel scheint das Eigenthum des Sämlings zu sein. Wurzel und Stamm sind im Samen vorgebildet. Beim Keimen erscheint zuerst die Wurzel und gewinnt vor dem nachfolgenden Federchen einen großen Vorsprung. Erst nach Jahren setzen sich beide in ein mehr gleiches Verhältniß. Da der Sämling in Bezug auf Ernährung gleich im Anfange auf sich selbst angewiesen ist, so ist das anfänglich ungleiche Verhältniß zwischen Wurzeln und Stämmchen ein natürliches.

Beim Ausläufer ist das Verhältniß ein umgekehrtes. Zuerst treibt das Stämmchen aus irgend einem Punkte der Wurzel des Mutterstammes und bezieht seine Nahrung von dieser, zum Nachtheile des Mutterstammes. Erst später macht der Ausläufer Wurzeln, aber diese Wurzeln sitzen nicht unter, sondern an dem Stämmchen und verlaufen sich mehr in horizontaler Richtung. Die Bildung des Ausläufers ist also eine ganz abnorme, was nicht anders sein kann, da er auf abnormem Wege entstanden ist. Die Wurzel des Mutterstammes hat als unterirdischer Theil die Bestimmung, den Stamm, zu dem sie gehört, zu ernähren; treibt sie aber einen Ausläufer, so wird sie ihrer Bestimmung untreu; sie erzeugt ein Aftergewächs.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß, je mehr solche Ausläufer zur Fortpflanzung benutzt werden, das Ausläuferwesen desto mehr überhand nimmt und der erzeugte Samen selbst an Schwäche leidet, vermöge welcher er seine steinartige Hülle nicht mehr zu öffnen im Stande ist.

Fast allgemein ist die Klage über das seltene Keimen des Zwetschkensamens und über dessen langsames und schlechtes Wachsthum; dagegen giebt es aber doch sehr glückliche Versuche mit Erziehung von Zwetschkenbäumen aus Samen, und es liegen Fälle vor, wo man in 4—5 Jahren einen kräftigen starken Baum daraus gezogen hat.

Es ist wahrscheinlich, daß solche aus Samen gezogene Zwetschkenbäume nach und nach auch wieder Samen erzeugen, welche besser keimen und schneller wachsen.

Es liegt mir ein sonderbarer Versuch vor. Ein herrschaftlicher Gärtner kaufte 53 Schock junge Ausläufer von Zwetschkenbäumen an, um eine Baumschule davon anzulegen. Gleich nach dem ersten Jahre sah er, daß er damit nicht viel Glück haben werde. Er sammelte in der ganzen Gegend große Quantitäten von Zwetschkensteinen und bewahrte sie bis zum Frühjahre in Gefäßen mit Erde gemischt. Nun öffnete er mit seinen Gehülfen in freien Stun-

den viele Tausende von Steinen in der Weise, daß er sie auf die Kante stellte und auf diese mit einem Hammer schlug. So erhielten die inwendigen Samen keine Verletzung, welcher sie allerdings sehr ausgesetzt sind, wenn man die Steine auf die platte Seite schlägt.

Diese Tausende von Samen ohne Schale säete er zum Theil ins Mistbeet, zum Theil im Freien an. Die Kerne im Mistbeete haben schon kleine üppige Pflanzen mit 4—6 Blättern erzeugt, jene im freien Boden keimen alle und geben die zuversichtlichste Hoffnung zu einer klassischen Baumschule.

Noch ein Bedenken waltet ob. Es fragt sich, ob die Samen ohne später vorgenommene Veredlung auch Früchte liefern werden, welche unserer Hauszwetschke, Prunus domestica, ganz gleichen. Ist der Zwetschkenbaum noch eine originelle Species, woran nicht zu zweifeln, so müssen die Früchte von Sämlingen ganz jenen vom Mutterstamme gleichen. Dies ist nicht nur wahrscheinlich, sondern sogar schon durch die Erfahrung sicher gestellt. Gewiß befinden sich unter den vielen verkauften Zwetschkenbaumsetzlingen auch mehrere, welche von Samen aufwuchsen, und man hat noch nicht einen Fall erlebt, wo solche Bäume schlechtere Früchte getragen hätten.

Hat man es einmal dahin gebracht, Pflanzen aus Samen zu erziehen, dann wird man auch ein besseres Wurzelwerk, und durch dieses auch kräftigere und dauerhaftere Bäume erhalten, welche nicht so leicht durch Ausläufer leiden und kräftige Samen erzeugen.

Sie sehen also, daß unter diesem bloß Praktischen auch sehr viel Theoretisches, Naturhistorisches mit unterläuft. Es wäre eine sehr dankbare Arbeit und für Viele gewiß erwünscht, wenn das rein Theoretische in Ihrem Blatte einmal besprochen würde. Freilich lieferte ich in dieser Hinsicht einen sehr langen Aufsatz in der Illustr. landw. Dorfzeitung. Es würde mich aber freuen, wenn ein Naturforscher sein Urtheil darüber abgäbe. Es wären vielleicht folgende Punkte zu besprechen:

a) Was ist ein Baum, insbesondere ein Obstbaum?
b) Welcher Unterschied ist zwischen Baum, Strauch und Staude, und welches sind die wesentlichen Merkmale von jedem?
c) Was sind Wurzelausläufer beim Obstbaume und welche Bedeutung haben sie?
d) Ist der Zwetschkenbaum eine originelle Species?
e) Woher kommt es, daß seine Samen eine so große Schwäche zeigen?
f) Welcher Unterschied ist zwischen Sämlingen und Wurzelausläufern?

Ueber jeden dieser Punkte ließe sich eine lange Abhandlung schreiben, welche Ihrem Blatte nicht ganz fremdartig sein dürfte.

Kleinere Mittheilungen.

Der Zuckerahorn wird jetzt mehrfach zur Acclimatisation bei uns empfohlen, er ist nicht nur ein schöner Baum, sondern er verbindet auch das Nützliche mit dem Angenehmen. Er erreicht eine stattliche Höhe und ziemliche Stärke des Stammes und trägt ansehnliche weiße Blüthen, welche früher als die Blätter hervorbrechen. Er wächst wild in den nördlichen und nordwestlichen Theilen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, sowie in Canada, und findet sich besonders häufig auf großen ausgedehnten Strecken in den Staaten Michigan und Wisconsin, kommt aber auch in Indiana, Ohio, Pennsylvanien und im Staate New-York vor, also im Allgemeinen in Ländern, deren Klima von jenem Deutschlands wenig verschieden ist. Es bedarf übrigens eines ganz guten, humusreichen, ziemlich feuchten Bodens zum üppigen Gedeihen; seine Kultur ist aber dafür auch sehr dankbar und für viele Grundbesitzer in Amerika eine bedeutende Einnahmequelle, besonders da das Gewinnen des Zuckers mit wenig Arbeit bewerkstelligt werden kann. Man bohrt nämlich $\frac{1}{2}$ Meter vom Boden ein Loch von einigen Centimetern Tiefe in den Stamm, steckt ein hölzernes Röhrchen hinein und sammelt den ausfließenden Saft in einem untergestellten Gefäße. Um den Transport zu vermeiden, wird mitten im Walde ein Schutzdach gebaut, welches oben eine Oeffnung hat, damit der Rauch entweichen kann. Unter diesem Dach wird der Saft eingekocht, mit Kalk oder Milch gereinigt, und wenn er die gehörige Consistenz erreicht hat, in Formen von Rüstern- oder Birkenholz gegossen. Erkaltet ist er eine bräunliche Masse mit reichem Gehalt an reinem Zucker und von angenehmem, vanilleähnlichem Geschmack. Er steht gut im Preise und wird in New-York auf den Straßen in kleinen runden Stückchen verkauft und sowohl als Erfrischung und bei Katarrh wie auch in der Küche verwendet. — Der jährliche Ertrag an Zucker kann durchschnittlich zu 6 Pfund für den Baum angenommen werden, obwohl einige Bäume selbst bis 20 Pfund liefern. Auch der Syrup ist zu genießen und giebt beim Brennen einen sehr hochgradigen Spiritus. — Die beste Zeit zum Einsammeln des Saftes ist vom Anfange des Februar bis Ende April, während der später gewonnene zwar ein angenehmes Getränk abgiebt und zur Erzeugung von Schaumwein geeignet ist, jedoch wenig Zucker enthält. Zu bemerken ist noch, daß die Menge des ausfließenden Syrups zunimmt, je öfter der Stamm angezapft wird. — Im Jahr 1851 bei der letzten officiellen Abschätzung hatte die Gesammtproduktion des Ahornzuckers in Canada die enorme Höhe von 10 Millionen Pfund erreicht, wobei der Zucker nicht mit gerechnet ist, welcher verbraucht wurde, ohne auf den Markt gebracht worden zu sein. — Das Holz des Zuckerahorns ist sowohl als Brennholz wie auch als Nutzholz von hervorragendem Werth. Es dient besonders zu Stellmacherarbeit, zum Belegen der Fußböden und zur Möbelfabrikation. Die Asche ist sehr reich an Kali.

(Fr. Bl. u. Figuier l'ann. sc.)

Verkehr.

Herrn G. E. St. in Dörrberg, G. de R. in Gräfreuth, G. H. in Schönfeld und Anderen. — Ihre Klagen wegen der Andeutung im „Verkehr" von Nr. 16 sind unserem Blatte allerdings ein Trost im Leiden und ich danke Ihnen dafür. Einer von Ihnen räth zu Preiserhöhung und sagt: „wie gern zahle ich das Doppelte des bisherigen Abonnementsbetrages." Dafür bekommen Sie 2 Ex., von denen Sie eins einem armen Dorfschullehrer schenken können. Wenn dies Alle thun, die Ihren Wunsch theilen, so ist Ihnen und dem Blatte geholfen.

Witterungsbeobachtungen.

Nach dem Pariser Wetterbulletin betrug die Temperatur um 7 Uhr Morgens:

in	14. Mai R°	15. Mai R°	16. Mai R°	17. Mai R°	18. Mai R°	19. Mai R°	20. Mai R°
Brüssel	+ 11,0	+ 10,9	+ 12,0	+ 13,6	+ 10,5	+ 7,8	+ 6,6
Greenwich	+ 10,2	+ 10,6	+ 11,3	+ 11,7	+ 11,1	—	+ 6,1
Valentia	—	+ 12,0	+ 10,2	—	+ 9,4	+ 8,0	+ 7,0
Paris	+ 10,5	+ 9,8	+ 11,4	+ 12,2	+ 10,0	+ 11,5	+ 9,4
Straßburg	+ 11,9	+ 10,1	+ 12,6	+ 12,6	+ 14,3	+ 14,1	+ 11,4
Marseille	+ 13,1	—	+ 14,9	+ 15,1	+ 14,7	+ 15,3	+ 11,7
Madrid	—	+ 13,4	+ 13,8	+ 13,6	+ 7,8	+ 6,2	+ 8,6
Alicante	—	+ 19,2	+ 18,2	+ 19,2	—	+ 15,2	+ 15,7
Rom	+ 13,6	+ 13,4	+ 15,2	+ 15,6	+ 14,4	+ 14,8	+ 16,8
Turin	+ —	+ 13,6	+ 14,8	+ 16,4	+ 15,2	—	+ 10,8
Wien	+ 13,6	+ 13,1	+ 13,0	+ 13,0	+ 13,8	+ 14,8	+ 14,8
Moskau	—	+ 13,2	+ 13,8	+ 13,0	—	+ 13,3	—
Petersb.	+ 10,9	+ 12,4	+ 9,4	+ 10,1	+ 8,3	+ 9,3	+ 5,5
Stockholm	+ 9,1	+ 8,0	+ 8,2	+ 8,4	+ 7,6	+ 7,8	+ 4,0
Kopenh.	+ 9,6	+ 10,9	+ 10,1	+ 10,6	+ 12,8	+ 7,3	+ 6,4
Leipzig	+ 13,2	+ 11,0	+ 12,6	+ 12,8	+ 14,3	+ 12,4	+ 6,6

Verlag von Ernst Keil in Leipzig.

Schnellpressendruck von Ferber & Seydel in Leipzig.